

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-62652](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-62652)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Dienstags und Freitags erscheint eine Nummer in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VI. Jahrgang.

Dienstag, den 4. September 1849.

N^o 71.

Eine Parade gegen den Ausfall des Herrn Pastor Folte in Jude.

(Fortsetzung.)

Sie könnten sagen: War Christus nicht gut, so war er böse. Nein, Herr Pastor, das folgt nicht. Zwischen gut und böse liegt noch ein Meer von Thun und Laffen, groß wie der Ozean zwischen Island und Californien.

Hier müssen wir mit Ihnen bedauern, daß die Spalten dieses Blattes nicht für eine weitere Entwicklung unseres Beweises ausreichen; indeß wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, es werde sapienti sat sein, und Schiller sagt: Gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens. Uebrigens sind wir zu Mehreren gern erbötig; denn den Widerwillen, den Sie gegen Religionsverhandlungen in öffentlichen Blättern zeigen, theilen wir nicht, da wir nicht einsehen, wie das Zartgefühl dadurch verletzt werden kann. Unserer Meinung nach weicht das Heilige jeden Ort, den es einnimmt. Was hätte es selbst verfangen, wenn Ihre von göttlichen Dingen handelnde Replik zwischen 2 Steckbriefen abgedruckt wäre. Die Gedanken in Ihrem Manuscript werden doch nicht empfindsamer und vornehmer sein, als Christus selbst, der sich ja oft gerade recht dick zwischen die Sünder hineinsteckte. Doch haben Sie's schon gesehen? Ihre Replik hat einen herrlichen Plag bekommen. Eben darüber schließt ein Artikel mit einer schönen Mahnung, die jedenfalls ein gut Stück Religion enthält, mit der Mahnung an Patrioten:

Dem Lande nicht zur Bürde,

Der Nachwelt nicht zum Gespötte zu werden.

Sonderbar, daß diese Mahnung schließt, wo Ihr Artikel anhebt. Wer boshaft wäre, der könnte Beziehungen finden. — Wenn Sie uns ferner sagen, der heil. Geist sei auch öfter als Gott in der heil. Schrift

bezeugt, so mag das wahr sein; aber, da die Bibel, wie uns jüngst ein Prediger sagte, positiv des heiligen Geistes Werk ist, so sind jene Zeugnisse doch ohne Werth, da bekanntlich Niemand in seiner eignen Sache zeugen kann.

Doch Scherz bei Seite! Wissen Sie aber, Herr Pastor, warum uns diese Lehre von der Dreieinigkeit nicht in's Haus kommen darf? Damit wir kindlich zu unserem Schöpfer beten können, damit wir ein Vorbild zum gottseligen Wandel, zum freudigen Streben, zum ergebungsvollen Dulden, zum hoffnungsvollen Sterben haben; damit wir durch Christus uns Heil erwerben können. Wie könnten wir uns innig und vertrauensvoll zu einem Gotte wenden, den zu erkennen wir unsere gesunde Vernunft in die Schanze schlagen müssen; denn, daß eins drei sind und doch nicht drei, oder, drei eins sind und doch nicht eins, das begreife, wer mag, wir können es nicht. — Und müssen wir nicht verzweifeln, daß wir mit unserer Kraft nicht ausreichen werden, uns endlich aus allem Schlechten emporzuarbeiten und frei zu machen von den Fesseln der Sünde, wenn wir Ihrer Lehre glauben, daß nur ein Gott im Stande war, das zu vollbringen? Kann Christus in unserm Thun und Laffen, im Leben, Leiden und Sterben unser Vorbild sein, wenn er Gott war? Und fühlten Sie gar nicht, Herr P., welcher Widerspruch in den Worten liegt: ein gezeigelter, ein sterbender, ein begrabener Gott?!

Oder, werden Sie sich mit der Finte helfen, daß in Jesus zwei Naturen waren, daß er halb Gott, halb Mensch gewesen sei? Da werfen wir Ihnen als Parade das Sprichwort entgegen: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. Oder, wer hing am Kreuze — der Gott Jesus oder der Mensch? Gewiß alle Beide, wenn Beide dahin gehängt waren.

Sie fragen, warum die Grundrechte des Volks zusammengestellt sind? Das ist eine kitzliche Frage. Doch

wir leben in Oldenburg, da darf man die Antwort schon wagen. Die Grundrechte, Herr P., wurden darum dem Volke gegeben, damit sie von den Fürsten ihm wieder genommen werden konnten. Wollen Sie's nicht glauben, so lesen Sie die Geschichte der Deutschen von den Jahren 1848 und 49. Sie wollen ferner das apostolische Glaubensbekenntnis verteidigen. Aber wie machen Sie das? Sie führen eine Menge von Citaten aus Kirchenvätern an, die das sogenannte apostol. Glaubensbekenntnis durch fromme poetische Versuche verherrlichen, deren Begeisterung indes sehr nach dem Weinbecher und der Schüssel schmeckt, die ihnen ja sogar zum Bilde des Glaubensbekenntnisses dienen: *donum juvenescens et juvenescere faciens ipsum vas.*

Es wäre uns indes lieb, wenn Sie bei Ihren Beweisen oder Verteidigungsanstalten es so machten, wie wir, nämlich nicht fragten, was weiß der oder jener Kirchenvater zur Verteidigung meiner Ansicht, sondern, was weiß ich, der Pastor in Gude, zu sagen, und wenn Sie ferner als Beweismittel nicht Bibelstellen von Kirchenvätern brächten, sondern die bezüglichen Bibelstellen selbst. Dann würden wir ein vernünftiges Wort darüber sprechen können. Sie stellen Ihre Kirchenväter sehr hoch, und deren Aussprüche als ganz untrüglich dar. Das thut der Katholik auch. Wir aber sind Protestanten und müssen dagegen protestiren. Und das werden Sie uns doch zugeben, daß diese Kirchenväter von einer Leichtgläubigkeit und Einfalt waren, wie die Deutschen, die so leicht auf Fürstenversprechungen biegen. Wollen Sie das nicht einräumen, so müssen wir's freilich beweisen. Theophilus, 150 n. Chr., behauptet, die Stimme, welche mit Adam im Paradiese geredet, sei Gottes Sohn gewesen. Nun, wir haben Nichts dagegen, daß Jesus das Menschenkind in die Wätsche brachte, hat er ihm doch auch herausgeholfen müssen. (Schluß folgt.)

Das Münsterland und sein jüngster Verleumder.

Der anonyme — Artikelschreiber, welcher in Nr. 52. des Volksfreundes allerhand Verleumdungen gegen Münsterland und Münsterländer zu Tage brachte, ohne irgend wie „Belege“ für seine Behauptungen beizufügen, hat auf die „Beleuchtung seiner Zustände“ (Nr. 58. d. Bl.) unter anderm in Nr. 60. u. 62. des Volksfr. erwidert: „Füget Belege bei, wenn Ihr wiederholt versichert, daß meine Nachrichten unwahr und erlogen sind. Ich bin darauf gefaßt, Widerspruch zu erfahren und event. widerlegt zu werden.“ Wie thöricht und gemein dieses Verfahren ist, leuchtet von selbst ein; dem „geheimen“ Volksfreunde wird es aber durch folgendes argumentum ad hominem hoffentlich recht handgreiflich und fühlbar werden.

Gesetzt, der anonyme Inquisitor käme aus seinem Versteck hervor und ein Münsterländer siele mit allerhand verleumderischen Vorwürfen ohne „Beweise und Belege“ über ihn her; er habe z. B. der Jugend — verderbliche Grundsätze beizubringen gesucht, sei ein Tagedieb, entziehe der Staatskasse jährlich bedeutende

Summen, wofür er nichts thue, als faulenzeln, das müßte der sein Brod so fauer verdienende Bauer einmal wissen, der würde solche Verschwendungen für die Budgetfrage bald an den Landtag bringen, dann sollte es wohl besser werden . . . ; gesetzt, in diesem Tone nähme ein Münsterländer den guten Herrn mit. Was würde er thun? Er würde „gewaltigen Lärm schlagen“ und „Verleumdung und Lügen“ rufen; er würde den Münsterländer, wenn dieser bekannt wäre, zur Rechenschaft ziehen und nicht eher ruhen, als er seine Behauptungen bewiesen oder widerrufen und gebüßt hätte, nach dem bekannten Grundsatz: *Asserenti incumbit probatio.* Wer behauptet, muß beweisen. *Sepienti satis.* — Der „weise“ Mann hat indes wohl gefühlt, daß er seine Behauptungen mit Gründen belegen müsse, und darum nachträglich in Nr. 60. des Volksfr. den Versuch dazu gemacht. Er beruft sich nämlich darauf, seine „Nachrichten von glaubwürdigen Leuten vernommen zu haben.“ — Welche sind denn diese „glaubwürdigen Leute“? In andern Fällen mögen sie zuverlässige Gewährsmänner sein, indes für jene Nachrichten in den „Zuständen des Münsterlandes“ durchaus nicht, und wenn der unberufene Großinquisitor ihnen auch irriger Weise Glauben schenkte, so mußte er doch nachweisen, daß sie, beim Publikum, für welches er schrieb, Glauben verdienen. — Auch dies scheint er wohl gefühlt zu haben und die Zuverlässigkeit seiner Berichterstatter hat ihm selbst nicht recht einleuchten wollen; denn unmittelbar darauf sagt er, wenigstens in doppeltem Widerspruch mit sich, er habe sich vorgenommen, das Gerücht von der Eidesverweigerung der Bedtaer Gymnasiallehrer öffentlich zur Sprache zu bringen.“ Der Herr! Wenn es ein „Gerücht“ war, was er ebenfalls zu beweisen hatte, warum hat er denn eine „haarscharfe“ apodiktische Behauptung daraus gemacht, und es nicht beim „Gerüchte“ gelassen? — Man sieht, wie übel der „geheimen“ Herr daran ist, und deßungeachtet ist er so arrogant, eine „vollständige Aufklärung“ über verschiedene Punkte zu fordern, auf die seine Verleumdungen sich beziehen. Was er wohl zur „Erklärung der Dämmerwählmänner“ in Nr. 60. des Volksfr. sagen wird, wo er auch als „Verleumder“ erscheint?

Kränkelt es aber mal wieder von Bedenklichkeiten und Verzögerungen gegen das Staatsgrundgesetz, dann wird der Volksfr. und gewiß wieder Lärm schlagen.“ Der gute Mann scheint sich einzubilden, daß er durch seine „Zustände im Münsterland“ die Eidesleistung der Bedtaer Gymnasiallehrer beschleunigt habe. Er mag bei dieser egoistischen Einbildung bleiben; das Publikum wisse indes der Wahrheit zu Ehren, daß die Bedtaer Gymnasiallehrer schon vor Veröffentlichung (d. 30. Juni) seiner „Zustände“ dem Großherzoglichen Bevollmächtigten ohne alle „Weigerung“ erklärt haben, den Diensteid auf die Verfassung zu jedem dazu angelegten Termine leisten zu wollen, was auch erster Zeit nachher geschehen ist. Will der „weise“ Volksfreund dieser Versicherung keinen Glauben schenken; so frage er nach, wo er glaubt, es sicher erfahren zu können. Er bleibe unterdeß auf seiner Verleumdung sitzen. — Ein gutes Glück für's Staatsgrundgesetz, daß es noch andere und redlichere Apologeten hat, als solche „Lärmmacher“, wie der verstrickte Artikelschreiber es sein will, dem Logik und Wahrheitsliebe fremd geblieben, oder bald wieder abhanden gekom-

men sind. „Geißt bei ihm vielleicht der Zweck die Mittel? Er spricht von „Kränkeln von Bedenklichkeiten...“ und weiß nicht, ob er selbst am Geiſt oder am Willen elender daran iſt. Nur Schade, daß ſich hinter dem ſchönen Namen „Volksfreund“ ein Mann verſteckt, der ein Handwerk daraus zu machen ſcheint, zu einer Zeit, wo Friede und Eintracht zwischen den verſchiedenen Confeſſionen und Landesheilen ſo Noth thut, das „Unkraut“ des Unfriedens und der Zwietracht zu säen. Solche „Lärmmacher“ mögen zu den Freißchaaren in Baden gehören, aber nicht ins friedliebende Münsterland. — Ein Münsterländer.

Die Verhandlungen unſers Landtags über den Anſchluß an das Berliner Bündniß.

(Sonntag, den 1. September.)

Eine große Menſchenmaſſe hatte ſich ſchon Morgens halb zehn Uhr eingefunden, um den Debatten über eine ſo höchſt wichtige Sache von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Es war gedrängt voll und ſelbſt eine große Anzahl Damen beſthätigte durch ihre Gegenwart ihr Intereſſe an dieſer heute zur Verhandlung kommenden Anſchlußfrage. — Um zehn Uhr wurde in Gegenwart des ganzen Miniſteriums die Sitzung eröffnet. Sie begann mit der Mittheilung des Präſidenten, daß er den verſammelten Ständen bekannt zu machen habe, wie ſie ſämmtlich von dem Schützencorps hier auf dem Sonntag zu Ball eingeladen ſein. Hieran ſchloß ſich die Vorleſung des Anſchluß-Berichts über das Drei-Königs-Bündniß. Darauf wurden verſchiedene Reden für und gegen den Anſchluß an dieſes Bündniß gehalten, und als gegen zwei Uhr Mittags nach das Ende der Debatten nicht abzusehen war, wurde auf den Antrag des Staatsminiſters Schloſer die Sitzung bis Nachmittags fünf Uhr vertagt, wo dann die Debatten fortgeführt wurden und erſt gegen acht Uhr die namentliche Abſtimmung erfolgte. Das Reſultat dieſer Abſtimmung war, daß der Antrag des Specialausſchusses, den augenblicklichen Anſchluß abzulehnen, mit 21 gegen 20 Stimmen angenommen wurde. Wir laſſen die Namen der Stimmeenden hier folgen.

Für den Anſchluß ſtimmten: Uſſe, Pölling, v. Kinde, Grote, Klavemann, Konevding, Lüben, Morell, Müller, Nieberding I., Raneraz, Schopen, Selckmann I. und II., Straßerjan, Strodtzhoſſ, Tangen, v. Thünen, Willers, Wöbcken.

Gegen den Anſchluß ſtimmten: Bargmann, Böckel, Bödecker, Claußen, Cloſter, Danvenberg, Guſsmann, Kig, Lindemann, v. Lindern, Lierßen, Mölling, Nieberding II., Niebour, Büſchelberger, Köſner, Sprenger, Tappenbeck, Wöckers, Wibel I. und II.

Es iſt es alſo geſchehen, ſie hat geſiegt, die gute Sache. Die „Neuen Blätter“ und ihr würdiger Fögling, der nachbetende „Volksfreund“, ſo wie auch der hochweiſe Stadtrath von Oldenburg werden freilich ſagen: ſie hat unterliegen müſſen die gute Sache. Die Neuen Blätter werden dies nach ihrer Weiſe mit einem grimmig verzerrten Geſichte ſagen; der Volksfreund wird ſich alle Mühe geben, dieſes grimmig Geſicht nachzumachen und dabei auf die Demokraten ſchelten, die durch ihr redliches uneiſennütziges Wirken gerade in dieſer Anſchlußfrage auf

das evidenteste bewieſen haben, daß ſie in der That Demokraten, nemlich Volksfreunde ſind, während dieſer ſcherwenzelnde „Volksfreund“ nichts als den Namen davon hat; der hochweiſe Stadtrath endlich wird jene Worte mit einem würdigen Stufzer ausſprechen. — Nun ja, die Meinungen ſind verſchieden und eines Jeden Meinung, ſagt eine moderne Redensart, ſoll man ehren. Freilich, wenn eine Meinung ſich auf redliche Ueberzeugung gründet, ſo muß man ſie ehren, eine Meinung aber, wie ſie heute der Abgeordnete v. Thünen in der Ständekammer ausſprach, kann man nicht ehren. In der ganzen Sache, ſagte Hr. v. Thünen — er meinte damit das Berliner Bündniß — in der ganzen Sache, ſagte er, ſei keine Ehrlichkeit zu finden; Geiſter unter und über der Decke — dieſes Bild war nicht ſehr verſtändlich — wühlten dort und trieben ihr Weſen, aber dennoch müßte er ſeine Meinung dahin auſſprechen, ſich dieſem keine Ehrlichkeit zeigenden Bündniß anzuschließen. Ei, wenn ich erkenne, daß eine Sache nicht ehrlich gemeint iſt und dennoch meine, daß man dieſer nicht ehrlich gemeinten Sache ſich anſchließen müſſe, ſo iſt eine ſolche Meinung nicht ehrenwert. Herr v. Thünen, der in ſeiner jetzigen Eigenschaft nicht für ſich, ſondern im Namen des Volks zu wirken hat — Herr v. Thünen erkennt das Schlechte und ſucht ihm nicht auszuweichen, ſondern tritt ihm willig und ohne Widerſtreben bei; er ſieht die Unredlichkeit und warnt nicht allein nicht davor, ſondern er giebt ſich ihr ſogar. (Herr v. Thünen war auch unter denjenigen, welche neulich gegen den Lindemannſchen Antrag wegen Abſchaffung der Meiterei ſtimmten. Wir hatten in unſerm Bericht hierüber ſeinen Namen nicht mit aufgeführt.) Herr von Thünen gehörte auch mit zu dem Anſchluß, der den Ablehnungsantrag ſtellte; der gedruckte Bericht dieſes Anſchusses, der die wohlwogeneren Gründe für den Nichtanſchluß enthält, iſt von Herrn v. Thünen mit unterzeichnet und dennoch beging dieſer die unerhörte Unkonſequez, bei der Abſtimmung gegen dieſen ſeinen eigenen Antrag zu ſtimmen. Es iſt möglich, daß es Leute giebt, die über Nacht ihre Geſinnung oder Meinung ändern können; wenn aber die Sache von ſolcher Wichtigkeit iſt, wie die in Rede ſtehende; wenn einem Zeit gelaffen wird, ſeine Meinung darüber zu befeſtigen und wenn man dann dieſe ſeine Meinung der Oeffentlichkeit übergiebt und gleich darauf für das Entgegengeſetzte ſich erklärt, ſo giebt man ſich dadurch das bündigſte Zeugniß der Unfähigkeit und Unwürdigkeit ſeines Poſtens. Vielleicht hat ſich von Thünen von den Neuen Blättern umſtimmen laſſen, oder er iſt einem, der Neuen Blättern und ihm nicht fern ſtehenden Einfluſſe unterlegen.

Die Abgeordneten Morell und v. Kinde ſagten in ihrer Rede für den Anſchluß — wahrſcheinlich mit Bezug auf frühere Reden gegen den Anſchluß — die Poſitik ſei nicht Gefühlsſache, ſondern Sache des Verſtandes; v. Kinde verſchmähte dabei ſogar einen mäßigerrungſchaftlichen Ausdruck nicht, indem er ſagte: in der Poſitik kann dem Gefühle nicht Rechnung getragen werden. Wohl! wir und Niemand wird in Uebere ſtellen, daß in der Poſitik das Gefühl in den Hintergrund treten und dem Verſtande die Oberherrſchaft eingeräumt werden müſſe; dann aber hätten dieſe Herren ihre Behauptung auch mit der That beweiſen ſollen;

wenn sie das Gefühl — wir wollen nicht glauben, daß hier jedes Gefühl, auch das Ehrgefühl gemeint sei, denn sonst würde nicht mehr vom Verstande, sondern von List oder von noch etwas Schlimmerem die Rede sein können — wenn sie das Gefühl in der Politik ganz und gar bei Seite gesetzt und nur dem Verstande gehuldigt wissen wollten, so hätten sie das in ihren Reden auch zeigen sollen; in ihrem Vortrage aber offenbarte sich weder das eine, noch der andere, während die Gründe der Gegenpartei klar und einleuchtend waren und von großem Verstande zeugten, wie dies aus den stenographischen Berichten, die diesmal höchst interessant sein dürften, zu ersehen sein wird. Die Redner gegen den Anschluß, und besonders Wibel I., Glosier und Mölling legten in der That die allvernünftigsten Gründe für ihre Meinung an den Tag. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß sie dabei auch dem Gefühl einige „Rechnung trugen“, allein es war das Gefühl der Wahrheit, die ihrem Vortrag Wärme und die überzeugende Kraft verlieh.

Der Oberst Moske versuchte es, in einer ziemlich langen Rede den Anschluß an das Königsbündniß von einer sehr plausibeln Seite darzustellen. Mein Himmel, was für schöne Sachen nannte er nicht alle, die wir haben würden, wenn wir uns anschließen. Es klang gerade, als wenn er Kinder vor sich hätte, die er durch Versprechungen von Confect und dergleichen Süßigkeiten zu gewinnen suchte. Höchst amüßant war es übrigens, die leisen Bemerkungen zu hören, womit einige der anwesenden Damen die Rede des Obersten Moske begleiteten: „Ah! welch einen Anstand — welche Grazie hat der Mann! — wie edel, wie fein, wie gewählt sind seine Ausdrücke! — wie nobel, wie reizend ist sein ganzes Wesen! — nein — es ist zum Entzücken!“ — und dann wieder die Bemerkungen, womit sie die in der That höchst gediegene, schlagende, von Männervürde zeugende Gegenrede Wibel's I. begleiteten: „Hören Sie doch! — welch ein Eckel! — wie unangenehm! — nun schmeichelt er gar — Gott, wie langweilig! — nein, es ist nicht auszuhalten! — will der Mann denn ewig reden? — ist denn gar kein Ende da?“ u. s. w. Die Damen, die sich so äußerten, waren nicht etwa, wie man vermuthen könnte, Dienstmädchen oder sogenannte Madams — o nein, es waren welche, die mit Rangbewußtsein einherzugehen herrechtigt sind. — Auch Seltsamann II. erhob sich für den Anschluß an das Berliner Bündniß, aber auch seine Rede war so wenig überzeugend, wie die seiner gleichgesinnten Vorredner. Wenn er sagte, es läge eine Inkonsequenz darin, daß das deutsche Volk vor noch nicht langer Zeit Preußen die Kaiserkrone angeboten hätte, und jetzt nicht daran wollte, sich unter Preußens Schutz zu begeben, so dachte er wohl nicht daran, daß damals das Volk Preußen die Kaiserkrone bedingungsweise anbot, nemlich, daß ihm ein aus dem Volk hervorgegangenes Parlament zur Seite stehen sollte, wogegen jetzt Preußen die unumschränkste Gewalt über Deutschland an sich reißen will. — Wahrscheinlich, käme der Drei-Königsbund — der beiläufig gesagt, unter sich noch nicht einmal Consistenz hat, denn der Beitritt Hannovers ist nach den Zeitungen sehr in

Dubio — käme er in dem Sinne Preußens zu Stande, Deutschland würde es zu beklagen haben. Die Revolution würde dann freilich unmöglich sein, dafür würden die Bajonette sorgen, aber nothwendig würde sie werden. Ruhe würde unter dem deutschen Volke sein und Einheit — Ruhe aber keine Veruhigung! — Einheit, aber die der aneinander gefesselten Sklaven. — Ein Fürstenbündniß hätten wir, aber kein Völkerbündniß.

Wir haben die Befürchtung ausgesprochen hören, der heutige Beschluß des Landtags könne dessen Auflösung oder das Zurücktreten des Ministeriums zur Folge haben. Das wäre freilich höchst beklagenswerth; denn so wenig zu wünschen ist, daß das Ministerium zurück tritt, eben so wenig ist auch zu wünschen, daß der Landtag aufgelöst werde. Das Ministerium hat unsers Erachtens aber dadurch, daß es, ohne vorher mit dem Landtag darüber in Verhandlung zu treten, wodurch sich die Sache ganz anders gestaltet haben würde, den Anschluß an das Berliner Bündniß so eilig betrieb und noch dazu zur Lebensfrage machte, nicht so gehandelt, wie es hätte handeln sollen. Es konnte nunmehr den, der die Schüssel eingebrockt hatte, sie auch leeren lassen, d. h. den Obersten Moske im Nothfalle desavouiren; nicht aber wegen dieser, obwohl sehr wichtigen, aber für uns nicht im mindesten eiligen Sache die Existenz des Landtages oder seine eigene aufs Spiel setzen, wodurch dem Lande nicht allein zu Troz, Opposition und Agitation Gelegenheit gegeben, sondern demselben auch durch die neuen Wahlen doppelte Kosten bereitet würden. Der neue Landtag wird sicher keine dem Ministerium günstigere Gestalt erhalten und dann sind der Rücktritt des Ministeriums, wenn man den Landtag nicht zum zweiten Mal auflösen will, und die sich daran knüpfenden Folgen unausbleiblich. Das Ministerium dürfte aber klüger handeln, in der Berliner Sache lieber eine kleine Blame zu ertragen, als das Land in Calamitäten zu stürzen. — Wir theilen daher die oben ausgesprochene Befürchtung nicht, daß der Landtag aufgelöst werde, denn auf solche Weise könnte ja die Regierung all ihre Forderungen durchsetzen und der Landtag hätte dann gar keine Bedeutung mehr. Oder man müßte sich denn auch hier allmählig an das in Deutschland bisher üblich gewesene constitutionelle System gewöhnen wollen: Verträge abzuschließen und sie nachträglich den Ständen nur zum Jasagen vorzulegen. —

Das Gefürchtete ist doch eingetreten — der Landtag ist aufgelöst! — Nach Eröffnung der heutigen Sitzung (Montag) verlas der Staatsminister Schloifer das kurze Auflösungsdekret, mit der Nachricht, alsobald eine Neuwahl zu veranstalten. — Nun, der Landtag hat seine Pflicht gethan, er hat zwar voraussehen können, daß das Eine oder das Andere geschehen werde, wenn er in der für unser Land so folgenschweren Anschlußfrage ablehnend sich erklären werde, aber er hat seine Ueberzeugung nicht aufgeben können, er hat sich lieber selbst aufgegeben. Nicht ihm ist diese beklagenswerthe Katastrophe zuzuschreiben. — Das Volk wird seine wahren Vertreter kennen gelernt haben.

Der Beobachter.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Dienstags und Freitags erscheint eine Nummer in 1/2 Bogen. Der Vorauszahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VI. Jahrgang.

Freitag, den 7. September 1849.

№ 72.

Eine Parade gegen den Ausfall des Herrn Pastor Folte in Gude.

(Schluß.)

Der heil. Clemens von Alexandrien sagt uns, daß der Gott, mit dem Jacob gerungen, Christus gewesen sei, und sich blos darum nicht genannt habe, weil er noch nicht Mensch geworden. Erhien Jesus denn damals als ein Schatten oder blauer Dunst. — so ist Jacob ein braver Streiter gewesen, daß er sich nicht davon hat unterkriegen lassen.

Der Märtyrer Justin versichert, und G. W. Folte giebt ihm in Nr. 61. vollkommen Recht, daß Jesus Christus es gewesen sei, zu dem Gott bei der Welter-schaffung (die ewig denkwürdigen Worte) gesprochen habe: Lasset uns einen Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Wie! nennt denn Gott seinen Sohn nicht Du? Nein, wahrscheinlich ist Jesus damals in den Jahren gewesen, wo die Eltern nicht mehr wissen, ob sie Du oder Sie zu den Kindern sagen sollen, und sich mit man oder wir aushelfen. —

Wären wir übrigens damals in Christi Stelle gewesen und hätten helfen müssen, Menschen zu machen, wir würden sie gleich so gemacht haben, daß wir uns ihretwegen späterhin nicht hätten an's Kreuz bemühen müssen.

Genug des kirchenväterlichen Unsinn's, oder wenn Sie es anders nennen wollen, auch gut! Das glauben wir fest, wenn der Einfältigen das Himmelreich ist, so kommen Clemens, Justin und Theophilus alle drei in Abrahams Schooß. Wir führten übrigens diese Citate nur an, um die geehrten Leser ein wenig mit den edelsten Männern und Märtyrern des Herrn Pastor Folte bekannt zu machen. Nun mögen sie selbst entscheiden, ob das Urtheil solcher Leute ein Gewicht in die Waale werfen kann, worauf Werth oder Unwerth

des Glaubensbekenntnisses abgewogen wird. Und daß selbst unser Luther nicht frei war von Befangenheit, davon zeugt sein unsterblicher Wurf mit dem Dintensaß. Ghe wir schließen, wollen wir uns indeß rechtfertigen. Herr Pastor, daß wir uns durch Ihre Schlusertünnung nicht zum Stillschweigen nothigen lassen. Sehen Sie, erstlich ist es nicht wahr, daß Sie uns wehrlos gegenüber stehen; denn können Sie nicht in Tagesblättern eben so gut über Religion reden, als in einer Kirchenzeitung? Haben Sie nicht gezeigt, daß Sie das können? Waren Sie nicht der Erste unter uns, der die Religion in dieses Blatt trug? Wenn es Ihr Prinzip gewesen wäre, in Tagesblättern gar nicht darüber zu schreiben, wir würden es geehrt haben; aber dann müßten Sie schon dem ersten Angriffe gegenüber das erklären — mit der That, und nicht unserm spätern. Sie sind zweitens unzufrieden mit unserer Namelosigkeit; aber haben wir sie gemißbraucht, können Sie es tadeln, daß unsere Bescheidenheit sich in dieses Gewand hüllt? Betrifft unser Streit Persönlichkeiten oder allgemeine Interessen? Es handelt sich ja nur noch um den Begriff Kirche. Und da müssen wir noch zeigen, daß unsere Definition die richtige war. Doch was sehen wir? Sie ersparen uns ja den Beweis und geben uns in Nr. 63. durch Ihren Widerruf zu, daß unsere Definition die richtige war. Denn dort sagen Sie ja, daß die Kirche erlösende Vermittlung kindlicher Gemeinschaft mit Gott, also noch nicht die Gemeinschaft selbst ist. Nun, war denn unsere Definition etwas Anderes, als das beglückende Institut auf dem Grunde der christlichen Lehre, um unsere Gemeinschaft mit Gott zu vermitteln? Sie sind überhaupt stark im Widerrufen. Früher gaben Sie der Synode Schuld, durch Aufhebung des Glaubensbekenntnisses die Kirche in Gefahr gebracht zu haben, und nun sagen Sie am Schlusse Ihrer Replik, es werde trotz alledem stehen wie ein Felsgrund christlicher Kirche.